



Illustrierte

Kinder-Zeitung

des

Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 18. 17. Jahrgang. 1915.

(Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.)

Die drei Schwestern

Mit Benutzung eines Sagenstoffes aus Tirol von Ilse-Dore Tanner.

Auf einem prächtigen Bergschloß in Tirol lebte einstmal ein Ritter, Kunibert mit Namen, dem viel Wald, Feld und Weinberge ringsum gehörten und viele Diener und Knechte untertan waren. Der Ritter hatte drei wunderschöne Töchter, die er zärtlich liebte, und er hätte glücklich und zufrieden sein können, wenn nicht jede seiner Töchter ein Gebrechen gehabt hätte: Eudmilla, die älteste, war taub, Bianka, die zweite, stumm, und Sieglinde, die jüngste, blind. Und alle drei waren tiefunglücklich über das schwere Schicksal, das ihnen auferlegt, und eine jede glaubte, daß gerade ihr Gebrechen das aller schwerste und allertraurigste von der Welt sei. Da Ritter Kunibert schon recht alt war, dachte er mit Sorge daran, was wohl aus seinen Töchtern werden sollte, wenn er dereinst die Augen geschlossen, und er wünschte von ganzem Herzen, daß wenigstens eine von ihnen einen Gemahl finden möge.

Gar viele Ritter und edle Herren waren auch schon auf Burg Kühlsberg gewesen, und manch einer unter ihnen hatte gemeint, es sei nicht gar so schlimm, wenn die Frau taub sei und nicht alles hören könne, und hatte Eudmilla zum Ehegemahl haben wollen, und andere: es sei ganz gut, wenn die Frau stumm sei, denn gewöhnlich redeten die Frauen ohnedies zu viel, und hatten um Bianka geworben, und nur für Sieglinde, die Blinde, hatte sich gar kein Freierrmann gefunden. Die Schwestern aber schickten sie alle wieder nach Hause: „Entweder heiraten wir alle drei oder keine von uns; denn was soll wohl eine ohne die anderen anfangen? So helfen wir uns alle drei gegenseitig und machen einander dadurch unser Gebrechen vergessen.“

Ritter Kunibert hatte schon alle berühmten Ärzte und Gelehrten auf seine Burg kommen lassen, damit sie seine Töchter untersuchten und sagten, ob ihnen nicht zu helfen sei, und sie hatten auch alle möglichen Kuren mit den Edelkräutlein vorgenommen, aber nach einiger Zeit den Kopf geschüttelt und gemeint, alle ärztliche Kunst und alle Gelehrsamkeit vermöge nichts gegen die Gebrechen der drei Jungfrauen, und höchstens könnten sie durch Zauberei geheilt werden.

Da kam eines Tages Arfa, die alte Kindermuhme der Edelkräutlein, in das Turmgemach, in dem die drei spinnend saßen, und sagte: „Als ich jung war, lebte weit drin im Sarntal in einer Felschlucht, nicht weit vom Johanniskofel, ein alter Zauberer, von dem man sagte, daß er für jegliches Gebrechen ein Heilmittel wisse. Habe auch selbst solche gesehen, denen er geholfen: einen Lahmen, den er wieder zum Gehen gebracht, und einen Blinden, dem er das Augenlicht wiedergegeben. Hab' aber gedacht, der alte Querulus wär' längst gestorben. Kommt da heute früh ein uralter Lautenspieler in den Burghof, ist just durchs

Sarntal gewandert und erzählt mir, daß er eingekehrt sei beim alten Querulus am Johanniskofel. Mag wohl schon lang' über die hundert Jahr' alt sein, hat er gemeint, übt aber immer noch seine schwarze Kunst aus, und von weither kommen die Leut', um Heilung bei ihm zu suchen. Tief drinnen im Berg soll er ein Gemach haben, angefüllt mit Gold und Edelsteinen und Kleinodien bis fast an die Decke, das sind all die Gaben von Menschen, denen er einst geholfen. Da hab' ich dem alten Lautenspieler erzählt von euch, meine Täubchen, und eurem Unglück, und er hat gesagt: Allein muß der Kranke, so er Heilung sucht, hinkommen zum alten Querulus, darf kein Gesundes dabei sein, zu Fuß muß er wandern durchs enge Sarntal und muß dem Zauberer hinbringen an kostbaren Gaben, soviel er nur hat und tragen kann — denn der alte Querulus sagt — solange' dem Menschen sein Gold und Silber noch lieber ist als sein Gebrechen, hat's keine Not, und 's hat kein Eil', daß er davon befreit wird, und wie der Lohn, so die Arbeit, und wer wenig gibt, kann nur wenig verlangen.“

So sprach die alte Arfa; Bianka und Sieglinde aber lauschten atemlos ihren Worten, und Eudmilla, die Taube, ließ kein Auge von den Lippen der Sprecherin, und was sie so nicht erraten konnte, das machten durch Zeichen und auf ein Täfelchen gerichte Worte die Schwestern ihr kund.

Es war nur wenige Tage später, da schritten die drei Edelkräutlein zusammen den schmalen Fußsteig hinunter, der von ihres Vaters Burg führte. Sie hatten unscheinbare graue Mäntel über ihre Kleider geworfen, und am Arme trug jede ein schweres Bündel, darin waren Dukaten, goldene Armspangen und Stirnreifen und der Kostbarkeiten mehr, alles, was sie besaßen und tragen konnten. Arfas Erzählung hatte ihnen keine Ruhe gelassen, sie wollten als letztes Mittel versuchen, den weisen Querulus zu bitten, daß er sie von ihren Gebrechen, die sie unglücklich machten, befreie.

Sie gingen stundenlang am Ufer der wilden Talfer entlang, dorthin, wo die Berge sich immer enger und enger zusammenschlossen und endlich Burg Runkelstein furchtbar und trotzig den Eingang ins Sarntal zu wehren schien. Unterhalb der Burg wanderten sie auf dem schmalen Weg, der dicht an den Felsen entlang führte, und immer enger, steiler und beschwerlicher wurde. Manchmal hingen die Felsen so weit herüber, daß die drei Kräutlein sich bücken mußten, um nicht mit den Köpfen anzustoßen, und unten rauschte und schäumte der wilde Bergfluß, die Talfer, über felsblöcke, und es drohte ihnen schier schwindlig zu werden, wenn sie hinuntersahen.

Sie wagten trotz Müdigkeit und Hunger nicht zu rasten und sich an Speise und Trank zu erquicken, da sie

fürchteten, in der unwirtlichen Gegend von der Nacht überrascht zu werden. Endlich sahen sie vor sich einen mächtigen, steilen Felskegel liegen, auf dessen schroffen Wänden auch nicht das kleinste Blümlein, nicht der geringste Strauch wuchs.

„Der Johanniskofel“, sagte Ludmilla, „nun müssen wir sehen, den Eingang zur Höhle des alten Querulus zu finden. Und wenn er uns auch nicht helfen will, so gibt er uns hoffentlich ein Obdach für diese Nacht, denn meine Füße tragen mich kaum noch und mich friert bis ins innerste Mark.“

Sie gingen von allen Seiten um den Fels herum, nach einem Eingang suchend, sie betasteten seine Wände, und Sieglinde, die Blinde, deren Gehör so fein war, daß sie fast das Gras wachsen hörte, legte lauschend das Ohr an den kalten Stein, ob sie innen vielleicht ein Geräusch höre; aber alles blieb stumm, starr und kalt. Da setzten sich die drei Edelsträuleins verzweifelt am Wegsaume nieder und fingen bitterlich an zu weinen.

Plötzlich hörte Bianka über sich ein lautes, widerliches Rabengekrächze, und als sie und Ludmilla emporblickten, gewahrten sie schräg über sich auf einem Felsenvorsprung, der so schmal war, daß gerade nur zwei Füße nebeneinander darauf Platz hatten, ein kleines, vertrocknetes Männlein von schier abschreckender Häßlichkeit. Sein Gewand und sein Gesicht waren so grau wie der Fels, an den er sich lehnte, so daß er sich kaum davon abhob, eine große Hafennase bog sich über dem Mund, von dem die Unterlippe bis weit übers Kinn herunterhing, und seine Arme waren übermäßig lang, wie bei einem Affen.

Ludmilla und Bianka beneideten fast Sieglinde, daß sie den häßlichen Kobold nicht sehen konnte.

„Nun, meine Täubchen, was wollt ihr hier? Wollt ihr den alten Querulus besuchen?“ krächzte er.

Da nickte Bianka, und Sieglinde, die am mutigsten war, weil sie sich vor seiner Häßlichkeit nicht entsetzen konnte, sagte: „Ja, und wir wollten ihn bitten, daß er uns von unseren Gebrechen befreie, haben auch Dukaten und Kleinodien gebracht, ihn zu lohnen.“

Ein befriedigendes Grinsen zog über des Alten Gesicht: „Hihhi, wollen seh'n, wollen seh'n“, kicherte er, „aber erst will ich den Töchterchen helfen, daß sie in meinen Palast können.“ Und er ging in den Berg hinein, um gleich darauf mit einer Strickleiter wiederzukommen, die er den Schwestern zuwarf, während er ihr Ende an dem Felsen befestigte.

Das war nun ein mühsames Herauffklettern für die drei, besonders für Sieglinde, die die Stufen nicht sehen konnte, aber endlich langte doch eine nach der andern oben an, und dort umfaßte Querulus sie mit seinen langen Spinnenarmen und schob sie in die Höhle hinein. Die Frühlingsabende waren noch kalt und rau, so tat den Schwestern die wohlige Wärme, die ihnen entgegenströmte, doppelt wohl. Ein großes Feuer brannte in der Ecke des weiten Gemachs, und von der Mitte der Decke hing eine große Krenzspinne aus Holz herunter, deren Körper auf geheimnisvolle Weise Licht entströmte.

Scheu sahen sich die zwei in dem Raum um, in dessen Mitte ein großer Tisch mit Bänken ringsum stand, während an den Wänden bis hoch zur Decke hinan Regale sich erhoben, auf denen geheimnisvolle Töpfe, Krüge, Gläser und Flaschen in allen möglichen Formen und Größen standen.

„Nehmt eure Mäntel ab und setzt euch an den Tisch, ihr werdet hungrig und durstig sein, meine Engelschen“, sagte der Alte, sich fichernd die Hände reibend, „gleich sollt ihr ein Nachtmahl haben.“ Er ging geschäftig an den Feuerherd, über dem ein großer Kessel hing, nahm eine irdene Schüssel und füllte sie mit einer Kelle aus dem Inhalt des Kessels, setzte die dampfende Schüssel, aus der angenehme Gerüche emporstiegen, in die Mitte des Tisches, holte hölzerne Teller und Löffel, Steinbecher und einen riesenhaften Flaschenkübis und nötigte dann seine Gäste zum Zulang und Trinken, nachdem er die Becher aus dem Kübis

mit rotem Wein gefüllt. „Ist ein Terlanerwein, wie ihr ihn daheim nicht bekommt“, sagte er dabei.

Und wirklich, milde und doch feurig durchströmte der Wein die Adern der drei verstorbenen Edelsträuleins und gab ihnen neuen Mut und neue Kraft. Auch die Suppe war kräftig und wohlschmeckend, und ebenso das grobe Brot, das Querulus seinen Gästen reichte.

Als sie gegessen hatten, räumte Querulus Schüsseln und Gläser wieder fort und sagte: „Nun tut mir euer Anliegen kund, meine Täubchen, denn so ich euch ein Tränklein brauen soll, muß es um die Mitternachtsstunde geschehen, sonst hat es keine Wirkung.“ (Schluß folgt.)



Meine Reise in das Kannenbäckerland.

Von Anton Schnelzer.

(Schluß.)

Wenn so ein zernagtes Teilchen auf dem Grunde des Sees versank zu Milliarden seiner Brüder, so dachte es auch nicht, daß sein schwarzer Großpapa einst dem feurigen Schoße der Erde entstieg da irgendwo auf dem großen Berg, oder ein anderes, daß Urgroßmama Schiefer sich zur Devonzeit im warmen Urmeere niedergeschlagen. Aus Basalt und Devon-schiefern haben sich die Westerwaldtöne gebildet, und in diesen war es wieder ein Bestandteil, der Feldspat, der direkt als Vater der Tone anzusprechen ist. Dem eisenhaltigen Basalt verdankt der Ton seinen Gehalt an diesem rotfärbenden Bestandteil, der ihm in Form von Schwefeleisen oder als Oxyd zugemischt ist.

Der größte der vier Seen war der bei Wirges, die Wirgeser Mulde. Von dort kommt der in Höhr-Grenzhausen hauptsächlich verwendete Kammersbacher Ton, der in der gesamten Tonindustrie einen Namen hat und dessen Name sich mit dem Begriff „Westerwaldton“ schlechthin deckt. Westlich von diesem, durch eine leichte Kändtrede, die sich aber inzwischen gehoben und verschoben hat, getrennt, dehnte sich die Ransbacher Mulde. Oben im Nordwesten der dritte See bei Selters und Mogendorf, und am Südschloß der Montabaurer Höhe der vierte und kleinste zwischen Höhr, Hilscheid und Vallendar.

Ach, lieber Wanderer, meinst du, hier sei alles noch flach und eben wie zu jener Zeit? Nein, da täuschst du dich sehr. Das Erdreich hat sich gehoben und gesenkt und was oben war ist unten, und was unten ist oben, wie das leider so oft geschieht.

In Hilscheid graben sie Ton an einem Bergabhang, da konnte doch gewiß kein See gewesen sein, aber die Erdrinde ist nicht fest und starr und wo jetzt ein Tal ist, da sah der Urgermane vielleicht einen kleinen Hügel, und wäre vor ihm einer da gewesen, der hätte einen hohen Berg gesehen. Es scheint, daß die Seen, und vor allem der bei Hilscheid, nicht immer gleichen Zufluß an Wasser gehabt haben, denn oft müssen sie ganz ausgetrocknet gewesen sein. Dann wuchs Moos und Sumpfgewächs in ihnen, und Frösche mögen in schwarzer, stinkender Flut ihr liebliches Bild beschauf haben, wenn sie am Ufer saßen und sangen. Die Vegetation muß oft lange bestanden haben, bis wieder eine Flut kam und sie unter Schutt und Schlamm vergrub. Dann verfaulen die Pflanzenreste bei hohem Druck unter Luftsbeschluß und wurden zu Torf und nun sind sie Braunkohle. In einer Hilscheider Grube ist zu sehen, wie Ton, Sand und Braunkohle in bunter Reihenfolge aufeinanderlagern. Oft sind die Lager schmal, oft breit, oft rein, oft unrein und dann wird der schwarze, erdpechartige Ton auf die Halde gefahren und wartet dort, bis ihn unsere Enkel einstens wieder ausgraben werden. Wenn der braunkohledurchsetzte Ton in größeren Mengen vorläge, könnte man ihn ohne weiteres Feuerungsmaterial, als das, was in ihm steckt, zu Chamotte brennen, so aber lohnt sich's nicht. Das Eisenoxyd, das von dem verwitterten Basalte her noch in dem Schlamm steckt, verband sich mit den Schwefelwasserstoffgasen der verwesenden Sumpfpflanzen und es bildeten sich ganze Knollen von Schwefeleisen, oft groß wie Kindsköpfe, die ein Schrecken der Höhrer Kannenbäcker sind, zwar weniger die großen, als die kleinen.

Diese schmelzen beim Brennen der Töpfe und dann gibt es lauter kleine, schwarze Pünktchen auf der Ware, die hellgrau sein soll, oder sie laufen an der Seite schwarzglänzend herunter. Jeder, oder besser jede, hat das schon gesehen. „Floßsch . . . r“ sagt derb der Höhrer Kannenbäcker, und kann fast nichts dagegen machen, er muß nehmen, was die Natur ihm gibt.

Das alles zog durch mein zerfahrenes Gemüt, als der Tonwagen da unten an mir vorbeifuhr. Wenn ich jemand

langweilte, so bitte ich um Verzeihung. Der Wagen war längst fort, sogar sein Brummen hörte man nicht mehr, da raffte ich mich auf, stimmte ein Liedlein an und zog gen Höhr-Grenzhausen. Ah! Ich kam um eine Biegung, da grüßte Grenzhausen von steiler Höhe, wie das friedlich glänzte im Morgenstrahl. Wie ein Städtlein aus grauer Vorzeit stand es da oben, sein altes Kirchlein, ein altes Fabrikhaus, wie ein Kloster zu schauen, und alte hohe Mauern schoben sich über die Kuppe vor, und hinten stand gelbglänzend die neue Schule, ein starker Kontrast. Bald bin ich ganz am Ziel. Eine Krümmung, noch eine, und da liegt es vor mir, das freundliche Höhr.

Dicke, hellweiße und tiefschwarze Rauchwolken wälzten sich drüber hin, und ganz hinten verschwand alles in grauem, undurchsichtigem Nebel.

Ich hatte Glück, die Kannenbäcker buken heute aus, d. h. die Ofen, worinnen ihre Töpfe brannten, waren nun solange „im Gange“, daß die Ware, gargebrannt war, und man nun zum Glasieren schreiten konnte. Meistens richten es die Höhrer und Grenzhäuser Kannenbäcker so ein, daß dieses Ausbrennen in das Ende der Woche fällt, und willst du etwas interessantes sehen, so gehe in diesen Tagen hin. Ich war noch nicht weit durch die Hauptstraße gewandert, da sah ich so ein qualmendes, feuerspeiendes Ungetüm in einem Hofe stehen. Na, ich gehe hin, und der liebe Mann, der da schwarz wie ein Zuluskaffer an dem Ofen herumhantierte, ist so freundlich und läßt mich zusehen und gibt mir Aufklärung, so gut er kann. Da stand ich nun fünf Schritte von dem Ofen weg und es war mir, als würde ich gefottert. Der Ofen war langgestreckt, unten an seinem Kopfende waren drei Feuerungen und oben, er ging etwas spitz zu, führte ein Steg um drei Seiten, am andern Kopfende war die Türe, die bei jedem Brand mit Steinen vermauert und mit Lehm verschmiert wird.

Oben und an den Seiten des Ofens waren kleine, runde Löcher, die mit einem steinernen Deckel lose verschlossen waren, und aus denen dunkle Flammenmassen unter lautem Brummen und Zischen fast meterweit hervordröhren, und umgeben von dem schweren, schwarzen Rauche von Holz und Kohle sah der Ofen aus wie eine glühende, brodelnde Höhle. Der Mann öffnete vorsichtig einen der vielen Deckel und ließ mich in das Innere des Ofens blicken. Gottstrambach, fuhr ich zurück, aber ich hatte doch gesehen, wie darinnen die lieben Sauertrautöpfe fein säuberlich aufeinander standen, und noch viel anderes gutes Getöpf. Der Mann holte aus dem Lode einen Probierherben heraus, und nach einigem Hin und Her fand er, daß es gut sei und kommandierte auf Höhrer Platt: „Et wät gefalze!“ Und da kamen noch zwei Männer heran mit großen, langstielligen Köffeln, die schmissen nun beinahe anderthalb Zentner Kochsalz in die Löcher. Hui! wie das zischte, krachte und sprauhte! Weiße, dicke, schwere Dämpfe schossen hervor und es verbreitete sich ein beßender, ägender Geruch nach Salzsäure, ich mußte niesen, daß mir die Augen quollen, die Leute aber schneuzten sich und fingen wieder von vorne an. Ein ungesundes Geschäft — Salzsäuredämpfe, brr, aber es muß sein, und die Leute werden alt dabei, oft sehr alt. Der Ofen wird nun fest mit Lehm verschmiert und nach drei, vier Tagen holen sie die Töpfe heraus, die sind schön hellgrau und blau gemalt, und dann kommen sie auf die Bahn und bald ist Zwetschgengelee oder Sauertraut drin oder Bier.

O, der liebe Mann war freundlich, das scheinen überhaupt alle Höhrer und Grenzhäuser zu sein; er führte mich in die Werkstube.

Da saß eine lange Reihe von Männern, die auf der Drehscheibe kunstvoll die schwierigsten Sachen drehten. Die Scheibe lief rund, elektrisch angetrieben oder wie seit anno X mit dem Fuß. Ganz genau in die Mitte setzte der Werker oder Euler einen rundgeplatteten Klumpen Ton, da war nicht mehr und nicht weniger Zeug dran, als er gerade brauchte zu dem Topf, den er drehen wollte. Er ließ die Scheibe laufen, machte die Hände und den Klumpen naß, und da wuchs durch alle möglichen Formen hindurch auf einmal schön und exakt ein Wasserkrüglein auf, ach wie leicht sah das aus.

Da probierte auch ich, ein Tourist ist dreißig, und auf ein wenig Dreck mehr oder weniger kommt's nicht an. Plumps, der Klumpen saß schon nicht in der Mitte und pendelte hin und her, bald hatte ich ihn in die richtige Lage gequetscht, da ging das Drehen los. Herrgott von Bentheim, was gab das für ein Dina!

O Gott, o Gott. Da war es links etwas dider wie rechts, ich will verbessern schwupp, da flutscht mir das weiche, zähe Zeug zwischen Daumen und Zeigefinger hindurch, ich will halten, daselbe passiert rechts. O, Herr des Himmels, erbarme dich!

Da lag mein Klumpen platt wie ein Eierfuchen auf der Scheibe und saufte rund. Immer hatte ich noch nicht genug.

Wenn die Scheibe schneller geht, dann muß es gehen, dann sicher, aber heidi. Da wurde mir der schmierige Dreck vor „mei Bäuchle“ geschleudert, daß ich naß wurde bis unters Hemd. Viermal probierte ich noch, und viermal ging's schief. Die ganze Gesellschaft lachte vergnügt, und ich lachte mit, wenn ich auch beschmugt war von oben bis unten.

„Jo, mir müssen uch vier Joahr lühren“, sagten sie, „un dann kunnen mer noch nit vill, dat will verstanten sinn.“ Und ich gab ihnen recht.

Dann zog ich ab und der Mann, der sich inzwischen etwas gewaschen hatte, mit mir. „Ech han jo Zeit, mer sein jo fiertig met Bade.“

Wir gingen durch viele Eulereien und durch viele Fabriken. Ich sah, wie das einfache und wie das Kunststeingzeug gemacht wird, sah die Dreher und former bei der Arbeit, sah die Modelleure und Gypsformengießer, und es war sehr interessant.

Ein Nassauer muß das gesehen haben. Auch in den Malereien bin ich gewesen, junge Mädchen schmierten da die Farbkörper auf die getrockneten Krüge, und wischten diese dann mit weichem Tuche wieder ab.

Von den erhabenen Stellen verschwand die Farbe, in den Vertiefungen blieb sie hängen und so war ein schöner, milder Kontrast erzielt.

Von dem Malen von Bildchen ist man fast ganz abgekommen, es ist nicht schade darum. Man soll sich freuen, daß Höhr nun diese Geschmackslosigkeiten überwunden hat und nun einen eigenen, modernen Stil herstellt, was Kunststeingzeug anbelangt. Da sind besonders die vereinigten Steingewerke Höhr-Grenzhausen, die ganz wunderschöne Sachen herstellen, die jeder in der ständigen Ausstellung, die sie im „Hotel Müllenbach“ unterhalten, bewundern kann. Aber ich mag keine einseitigen Geschäftsinteressen pflegen; ich habe in Höhr ebenso schöne Sachen gesehen und ebenso gutes Bier getrunken wie anderwärts.

In einer Eulerei saß auf einem niedrigen Stühlchen ein altes, verholztes Weiblein und malte mit riesiger Fingigkeit mit primitivem Pinsel und Kobaltoryd Blumen und Vögel, Schmetterlinge und Männchen auf große Töpfe. Es war zu nett, das Zusehen, das Malen und das Weiblein.

So machen die Höhrer nun schon seit Jahrhunderten ihr Steingzeug, der Vater lehrt es den Sohn und der Sohn den Enkel. Die lange Erfahrung lehrte sie alle die kleinen Kniffe kennen, wie man den Ton geschmeidig macht, wie man die Ofen stockert, wie man ausbäut und vieles andere. Von der königl. keramischen Fachschule lassen sie sich nichts lehren.

„Ach watt“, was brauchen sie wissenschaftliche Erklärung, sie können es ja so. Nur die kunstgewerblichen Fabriken profitieren von der Schule, da werden Zeichner und Modelleure herangebildet und keramisch-technische Kenntnisse verbreitet. Man spürt den segensreichen Einfluß der Theorie auch hier in Höhr, aber wenig, und in die alteingesessene Industrie hat sie überhaupt noch nicht einzudringen vermocht. Es war schon spät am Tage geworden, noch in ein paar Pfeifenfabriken gingen wir, und auch dort war es interessant. Da läutete es auf einmal und piff und heulte, — sieben Uhr, — nun gab's nirgends mehr etwas zu sehen, man war auch müde nach soviel Schönerem. Doch nachher im traulichen Wirtstübchen war's auch schön. Liebevoll vertiefte ich meine Seele in ein Höhrer Krüglein mit gutem, kühlem Bier. Daneben am Tische saßen Höhrer Euler und qualmten und zechten und erzählten von Großvaterszeiten und von früher und später. Sie machten ihre Witschen über alles und jeden und waren fidel und lustig, und es dauerte nicht lange, da hatten sie auch mich angezapft. Eine kleine Weile noch, und ich war bei ihnen, wurde geneckt und neckte sie, und es war eitel Lust und Freud.

Schon vor zweihundert Jahren sangen die Kinder in dieser Gegend:

„Wer durch Höhr kommt ohne Spott,
Der danke Gott.“

Doch ihr Spott ist nicht bissig, er ist warm, und es sind gute, lebenslustige Leuten.

Die letzte Elektrische, die nach Vallendar hinunterfährt, spät Nachts um halb zwölf, ließ ich glücklich vorbeieilen, und so stapfte ich denn müde vom Schauen, Lachen und Trinken die Chaussee hinab, die ich in der Frühe singend gezogen.

Die Sternlein flimmerten so schelmisch, warum wohl? Und als ich drei Stunden später wieder zu Hause war, da hatte Marie mir noch Sauertraut und Schweinerippchen aufgehoben und saß verschlafen am Herde.

Ich aß spät in der Nacht den köstlichen Stoff und dachte an Höhr.

Noch oft bin ich hinaufgewandert, habe noch vieles gelernt und gesehen, und immer ist es schön gewesen, schön wie zum erstenmale.

Entfernungen vom Nordpol.

Viele sonst ganz gescheite Leute wissen noch nicht, daß London südlicher liegt als Berlin, und Paris nördlicher als München. Es ist nämlich nicht so leicht, ohne Vornahme der Landkarte die Entfernungen europäischer Hauptstädte vom Nordpol zu taxieren. St. Petersburg liegt z. B. so hoch im Norden, wie die Südspitze von Grönland, Odessa dagegen so südlich, daß die gleiche Entfernung vom Nordpol Norditalien berührt. Wenn man nun bedenkt, daß die genannten beiden russischen Städte noch nicht einmal die Hälfte des Weges ausmachen, der von der Nordgrenze des europäischen Rußland bis zum Aras, der Südgrenze, führt, kann man sich von der Größe Rußlands einen ungefähren Begriff machen!

Doch blicken wir nach Deutschland! Wir sind gewohnt, Irland sehr nördlich zu schätzen, während doch keine Ortschaft Irlands so nördlich liegt, wie die deutsche Stadt Memel. Rumänen dagegen schätzen wir wieder so südlich ab, daß es befremdet, wenn man sagt, seine Nordgrenze sei auch nicht weiter vom Nordpol entfernt, als die Hauptstadt Bayerns, München.

Toulon in Frankreich liegt ein ganzes Stück südlicher als die Hauptstadt Serbiens, Belgrad, während Prag in Böhmen nördlicher liegt, als Arlon in Belgien. Welcher noch so gute Geograph hält im ersten Augenblick diese Tatsachen für möglich?

Daß die südlichste gelegene Ortschaft Rußlands südlicher liegt, als alle Ortschaften der Türkei, dürften auch nicht viele glauben wollen, ebenso wenig wohl, daß Dresden nördlicher liegt als Plymouth in England. Allgemein wird England zu nördlich eingeschätzt!

Gewichtiger Reichtum.

Die zu den deutschen Karolinen gehörige Inselgruppe Nab im Stillen Ozean verfügt wohl über den „gewichtigen Reichtum“, den es in der Welt gibt. Ein amerikanisches Blatt macht auf das eigenartige Münzwesen in dieser deutschen Kolonie aufmerksam. Das Hauptgeld, das auf diesen Inseln verwendet wird, sind kreisrunde Kalksteine mit einem Loch in der Mitte. Diese Kalksteinmünzen, die wie Schleifsteine aussehen, haben von 6 bis 14 Fuß im Durchmesser und wiegen häufig nicht weniger als 100 Zentner. Die Steine kommen von den Patau-Inseln, wo es große Kalksteinbrüche gibt, die einzige Steinart, die in großer Menge vertreten ist. Wer ein Schwein kaufen will, muß von diesem gewichtigen Reichtum wenigstens 500 Pfund zu sich stecken; wer sich eine Frau erwerben will, darf nicht unter 1000 Pfund zu diesem Handel mit sich führen, denn das ist die geringste Summe, die man für ein Eheweib anlegt. Banken kennen die glücklichen Inseln von Nab nicht; denn überall im Lande erheben sich Häufen von Kalksteinen, die den neidisch bestaunten Besitz einzelner Krösusse darstellen, und Geldschränke, in denen man seinen Besitz vor Dieben verbirgt, sind auch nicht vorfindbar, denn der Dieb müßte über Riesenkräfte verfügen, der einem reichen Manne der Insel eine beträchtliche Summe wegstehlen wollte. Gewöhnlich haben die Bewohner von Nab ihr Geld hinten im Hof liegen, und diese Tatsache allein gibt ihnen Kredit und Ansehen. Eine Münze, die von Hand zu

Hand laufen könnte, stellen nämlich diese schweren Steine nicht dar. Die ganz großen Steine sind überhaupt nicht von der Stelle zu bewegen, und wer einen dieser Schätze erwirbt, der macht sich nicht viel Sorge damit, ihn nach Hause zu schleppen. Er läßt ihn vielmehr liegen, da, wo er gerade liegt, und das Bewußtsein, daß im Hofe eines bestimmten Hauses ein großer Stein als sein Eigentum liegt, genügt ihm und verschafft ihm Kredit, denn jedermann weiß, daß er begütert ist. So hat sich also hier ein merkwürdiges „Scheßsystem“ ausgebildet, nur daß die Scheß nicht in leichtem Papier, sondern in ungeheuren Steinen bestehen, aber auch diese Kalksteinmünzen bieten durch ihre bloße Gegenwart die Möglichkeit, alles Beliebige bis zu einer bestimmten Höhe zu kaufen. Die reichste Familie in Nab kann nicht einmal ihren Riesenschatz dem neugierigen Auge vorweisen. Der Besitz dieser Krösusse besteht nämlich in einem ganz ungewöhnlich großen kreisrunden Kalkstein, der — auf dem Grunde des Meeres ruht. Der Stein, der größte, den man seit Menschen-gedenken nach der Insel führen wollte, wurde nämlich auf einem Floß transportiert, das die Last nicht trug; es brach, und der Stein sank auf den Boden des Stillen Ozeans. Dieser kleine Zwischenfall änderte aber nichts an dem Reichtum seines Besitzers; er kann sich auch heute noch dafür alles in Nab kaufen, was nur sein Herz begehrt, denn jedermann weiß, daß sein Geld sicher auf dem Meeresgrunde ruht, und das genügt. C. K.



Der Heimatinstinkt bei Tieren.

Das vorzügliche Orientierungsvermögen der Brieftauben und das fast unfehlbare Wiederheimfinden dieser Tiere ist schon von den alten Ägyptern und den Chinesen praktisch verwertet worden. Doch auch andere Tiere besitzen diesen Instinkt, zum Teil in hohem Maße, und einige frappante Beispiele hierfür führen „Cit-Bits“ an. Der treue Hund ist unglücklich, wenn er von seinem Herrn getrennt wird, und folgt dessen Spur, dank seinem scharfen Geruch, bis er ihn wiederfindet. Erstaunlich ist es aber, wie oft Hunde auch in solchen Fällen, wo von einer Spur nicht die Rede sein kann, etwa wo das Tier per Eisenbahn oder per Auto an einen fernen Ort gebracht ist, den Weg wieder nach Hause findet. Von einem Alredale-Terrier wird erzählt, er habe einen Weg von 200 Kilometern — allerdings in 20 Tagen, also mit verschiedenen Entgleisungen und Zwischenfällen — zurückgelegt, und ein anderer Hund, den der Zug 160 Kilometer weit fortgeführt hatte, stellte sich nach 3 Wochen wieder ein. Ein besonders schlauer und schnellfüßiger Fogterrier fand sogar binnen wenigen Tagen den fast 300 Kilometer langen Weg zu seinem alten Herrn zurück. — Hohe Intelligenz zeigte ein japanischer

Collie, den ein Tierarzt einer schmerzhaften Ohrentzündung wegen in Behandlung hatte. Nachdem man ihn einige Male den etwa 2 Kilometer weiten Weg zum Tierarzt gebracht hatte, begriff er, worauf es ankam, und ging allein. Alle Abend, pünktlich um 8 Uhr, scharrte es an der Tür des Tierarztes, und sobald die Tür geöffnet wurde, sprang mit einem Satz der Collie auf den Operationstisch, wo er geduldig harpte, bis ihn der Tierarzt in Behandlung nahm. Dann zog er zufrieden wieder ab. — Ein Bauer, dessen Hof auf einer Insel lag, der aber auch auf dem festlande Acker besaß, nahm eines Morgens sein Pferd im Boot über den 5 Kilometer breiten Meeresarm mit hinüber, stellte es den ganzen Tag über zum Pflügen an, und ließ ihm dann für die Nacht seine Freiheit. Am folgenden Morgen aber fand er es zu seinem Erstaunen wieder auf der Insel, wo es, naß wie eine Kage, in der Nähe seines Stalles grasste. — Ein kleiner Junge auf dem Lande hatte ein zahmes Täubchen, das ihn auf seinem 2 1/2 Kilometer langen Schulwege zu begleiten pflegte. Dann blieb es während der Schulstunden hübsch artig draußen, flog und lief anher, und vergnügte sich auf seine Art; war die Schule aus, so kehrte es mit seinem kleinen Herrn heim. — Auch die Kagen haben einen sehr ausgeprägten Ortsinn. Eine Kage war es gewohnt, ihrer Herrin bei Ausgängen durch die Straßen der kleinen Stadt wie ein Hündchen zu folgen, und wurde sie einmal nicht mitgenommen, so lief sie sicher ihrer Herrin entgegen. Eine andere wurde 100 Kilometer weit im Zuge mitgenommen, aber nach wenigen Tagen war sie wieder daheim. Und selbst auf Entfernungen von 200, ja sogar 450 Kilometern sollen sich Kagen schon wieder heimgefunden haben. O—r.

Sonderbare Leute.

Zur selben Zeit kam ein junger Mann, seines Handwerks Zimmermann, von Trauchgau (Küssen, Schw.) nach Weilheim und stand dort längere Zeit in Arbeit. Ein Nachbar und guter Freund zu ihm kam auch einmal nach Weilheim. Dort selbst fragte er einige Personen: „Wo ist denn der Stigl Joseph (Hausname des Betreffenden)?“ Auf diese Frage erhielt er stets die Antwort: „Den kennen wir nicht!“ Nach öfterem Fragen und stets gleichen Antworten sagte er dann: „Das sind sonderbare Leute! Nicht amal den Stigl Joseph kennen's, dahoam in Trauchgau kennt ihn Jeder!“

Rätsel.

Mein E r s t e s lebt gar froh und frant
Im dichten Schattenheim,
Beim Jägerruf und Hörnerklang
Springt's über Stock und Stein.

Mein Z w e i t e s mag zur Sommerszeit
Den müden Leib dir laben,
Doch kannst du's auch, wenn's friert und
schneit,
In meinem G a n z e n haben.

**Auflösung des Rätsels
aus der vorigen Nummer:**

Die Winde.